

Kunst im Sechserpack

„Orte/Nicht-Orte“ - Zur Ausstellung des Kunstvereins Uelzen im Schloss Holdenstedt
Von Barbara Kaiser

Gibt es Schlimmeres für einen Veranstalter, als dass sein Akteur absagte? Dass der kurze Zeit vor dem Ereignis „Sorry“ sagt? Dem Kunstverein ist genau das passiert: Der Galerist des Künstlers Torsten Holtz sah sich wegen unvorhersehbarer Umstände außer Stande, die geplante Ausstellung zu beschicken. Es ist Glanzleistung zu nennen, dass Ersatz organisiert werden konnte und obendrein jetzt nicht nur ein Künstler seine Arbeiten zeigt, sondern die Maler gleich im Sechserpack kamen. Kuratiert von Jens Hausmann stellen er selbst, seine Frau Isabelle Borges und Jessica Buhlmann, Markus Willeke, Thoralf Knobloch und Titus Schade aus. Sie äußern sich bis zum 29. Juni 2014 im Schloss bildhaft zum Thema „Orte/Nichtorte“.

Jens Hausmann sagt im Gespräch, dass es ihm, ist er gleichzeitig Kurator, immer Anliegen sei, die Künstler „so verschieden wie möglich Ähnlichkeiten aufzeigen“ zu lassen. Seine Mitaussteller kommen alle aus Berlin, wo Hausmann über „einen Pool, eigentlich schon einen ganzen Strand“ Kollegen verfügt. Zur Bewältigung des Themas durch die sechs Malerinnen und Maler, von denen jeder eine unverwechselbare Ästhetik besitzt, sprach zur Vernissage auf kundige wie unterhaltsame Weise Robert Dämmig.

Vielleicht sollte man es mit dem bretonischen Dichter Charles Le Goffic (1863 bis 1932) halten, der in den derzeit reüssierenden Bretagne-Krimis von Jean-Luc Bannalec zitiert wird: Die sichtbare Welt ist nichts weiter als ein Netz von Symbolen. Und nichts ist wirklicher als das, was man nicht sieht.

Was man nicht sieht, ist bei den sechs Künstlern genauso unterschiedlich wie wichtig; dem Thema bleiben alle verpflichtet. Wobei der Titel der Exposition den Untersuchungen des französischen Anthropologen Marc Augé (*1935) abgelauscht wurde, der in seinen „Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit“ über die Auflösung jeglicher Kommunikation, von Identität und den Verlust von Sprache sinnierte. Dabei konnte der Forscher noch nicht wissen, wie autistisch Computer und Internet die Menschen in naher Zukunft machen würden.

Alle gezeigten rund 30 Bilder sind ein Konzentrat aus Beobachtung und Erfahrung. Die Farbe hat in ihnen einen besonderen Klang, Unverbindlichkeit kann man ihnen nicht nachsagen. Sie bleiben ein Widerhaken im Denken des Betrachters.

Da sind zunächst die Großformate von Jens Hausmann. Er konterkariert mit ihnen die Schönheit der Architektur der Moderne, die, dem Bauhaus verpflichtet, auf Funktionalität setzte. Hausmanns Behausungen sind vielleicht Schutzraum (wovor auch immer), niemals jedoch ein Zuhause. Die Kälte, die von den makellosen Fassaden und den geschniegelten Grünflächen ausgeht, scheint den Betrachter anzuhauchen. So viel Glätte, nirgends ein Wohlfühlkoeffizient. Weder außen noch innen. Hier erfriert man. Stadtplanung der Menschlichkeit kann das nicht sein. Häuser wie sie Hausmann malt, verbinden wir oft mit einem reichen Mittelstand – übrigens überall auf der Welt -, der sich aus dem Moloch Innenstadt an die urbanen Ränder flüchtete. Er wird jedoch dort, nicht nur wegen der eigenen Unfähigkeit soziale Kontakte zuzulassen, abgeschottet vegetieren, nicht leben. Ein Nicht-Ort!

Thoralf Knoblochs Bildern ginge stets eine Fotorecherche voraus, sagte der Vernissageredner. Seine „Orte“ will man trotzdem nicht kennenlernen. Akribisch gemalt sein „Reservat“ – wer dächte nicht sofort an die amerikanischen Indianer und ihre Ausrottung beziehungsweise Internierung im Trostlosen. Und das „Rettungsgerät“ ist so weit vom Ufer entfernt, dass es

seiner Funktion im Notfall wahrscheinlich gar nicht gerecht werden kann. Nähme man den Rettungsring weg, erübrigte sich der ganze Ort. Dann wird der Pfahl, an dem er hing, ein Pfahl sein, der „Ort“ hat sich aufgelöst.

Die Bilder der zwei Frauen in der Ausstellung besitzen eine gewisse Ähnlichkeit. Das ist allerdings nur scheinbare Sicherheit. Beider Arbeiten vereinen abstrakte Formen. Während die bei Jessica Buhlmann wie von außen platziert, zusammen gepuzzelt, sind, strudeln sie bei Isabelle Borges aus einem tiefem Grund. Passt sich die Geometrie bei Buhlmann ineinander, entwickeln sich bei Borges die Formen in reinen Farben.

Jens Hausmann hatte die Entscheidung getroffen, zwei der Bilder in einen Raum zu hängen um der Frage auf den Grund zu gehen: Korrespondieren oder streiten sie miteinander? Sieht man davon ab, dass sich zwei Frauen einem beobachtenden Mann zuliebe nie stritten, leben die Bilder von Buhlmann und Borges in schöner Eintracht. Allerdings nicht langweilig-spannungslos sondern aufregend-erzählend.

Markus Willeke sei einer, so Jens Hausmann über ihn im Gespräch, der für seine Werke immer einen Horrorfilm im Kopf hat. Man darf nun spekulieren, aus welchen Hitchcock (?) das sich spiegelnde Mädchen im Pool, der über eine Schneestraße rasende Bus, das brennende Haus oder die zerfetzte Jalousie stammen. Man kann, ja man muss, den Moment, den uns das Bild erzählt, weiterspinnen. Wird das Mädchen in den Pool springen um zu schwimmen oder in Suizidabsicht? Warum, sie ist doch noch so jung? Kann ihr denn keiner helfen? Vielleicht sind diese Kleinformate Willekes die am meisten sprechenden Bilder der Ausstellung, weil sie rasante Gedankengänge in Bewegung setzen. So man es zulässt.

Bleibt als sechster im Bunde Titus Schade. Für seine strengen Formen trifft vielleicht am meisten zu, was der anfangs zitierte bretonische Dichter über das nicht Sichtbare und seine Wichtigkeit sagte. Schade malt Fachwerkhäuser, aber die sind potjomkinsche Dörfer, keine realen Wohlfühlorte. Auf einem anderen Bild seziert er sie in einem Koordinatenkreuz aus dem Mathematikunterricht. Redner Robert Dämmig nannte die stilisierte Darstellung dieser Kulissen „Heimatsehnsucht“ und Sehnsucht nach „sozialer Kommunikation“. Es wird auch hier nicht funktionieren, Geborgenheit herzustellen. Trauriges Zeugnis einer Welt, in der ununterbrochene Reizüberflutung die Wahrnehmung des Nächsten verengt. Wo man sich `zur Besinnung kommen` vornehmen muss.

Der Betrachter sollte die Bilder nicht mit der Last zu vieler Worte beschweren, er begrübe sie darunter. Vielleicht macht er sich stattdessen mit ihrer Hilfe auf die Suche nach seinen „Orten“. Fatal wäre, er müsste feststellen, dass eigenes gelebtes Leben das falsche, ein „Nicht-Ort“, für ihn ist.